

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



»Vor ein paar Jahrhunderten bezeichnete man mit Rumeli den Norden Griechenlands, vom Bosphorus bis zur Adria und von Makedonien bis zum Golf von Korinth. Dieser umfassendere Gebrauch liefert mir die Rechtfertigung dafür, dass ich mein Netz weit auswerfe.«

Verführt von der Fremdartigkeit und Schönheit des Namens »Rumeli« bereiste Patrick Leigh Fermor jenen Landstrich, dessen Bewohner sich auf geheimnisvolle Weise in die Einsamkeit zurückziehen können. Diese Form des Alleinseins sucht Patrick Leigh Fermor, und berichtet von ihr: von Nomadenvölkern und Klöstern, die scheinbar aus der Zeit gefallen sind, von der Suche nach Lord Byrons Schuhen und vom Wesen der Griechen. Einfühlsam und gelehrt erwacht die Vergangenheit zu neuem Leben und weist auf Kommendes. Patrick Leigh Fermors Reiseberichte, im Original bereits 1966 veröffentlicht, sind in ihrer Empathie und tiefen Durchdringung des Landes und der Menschen ein zeitloses Porträt Griechenlands.

Patrick Leigh Fermor, 1915 geboren, unternahm 1933 als achtzehnjähriger eine legendäre Reise zu Fuß von Rotterdam nach Constantinopel. Im Zweiten Weltkrieg kämpfte er als Verbindungsoffizier in Griechenland und auf Kreta gegen die deutsche Besatzung. Er reiste in die Karibik, wo sein erster und einziger Roman entstand. In der englischsprachigen Welt als Reiseschriftsteller hochgeachtet, lebte er in Griechenland, in einem Haus, das er selbst entworfen und gebaut hat. Patrick Leigh Fermor starb am 10. Juni 2011.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

PATRICK LEIGH FERMOR

RUMELI

Reisen im Norden Griechenlands

Aus dem Englischen von Manfred Allié
und Gabriele Kempf-Allié

FISCHER Taschenbuch

Für Amy und Walter Smart



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Juli 2019

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
der Dörlemann Verlag AG, Zürich

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Roumeli – Travels in Northern Greece«
1966 bei John Murray (Publishers) in London.

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten.

© 1966 by Patrick Leigh Fermor

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2012 by Dörlemann Verlag AG, Zürich

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-596-19435-3

I

DIE SCHWARZEN WANDERER

Alexandroupolis ist eine große Stadt, doch die Leute dort haben nichts Großstädtisches – eher im Gegenteil. Verwaltungsbeamte aus Athen stöhnen, wenn sie hierher versetzt werden, und junge Offiziere werfen sich scheele Blicke zu, sobald das thrakische Exil droht. (Das war nicht immer so. In den Erzählungen meines Freundes Yanni Peltekis, der als Kind noch zu Türkenzeiten hier lebte, erscheint es voller Abenteuer und Geheimnisse, wie eine Stadt aus Tausendundeiner Nacht.) Ich hatte eine große Zuneigung entwickelt, vielleicht weil es meine erste griechische Stadt nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren war. Aber ich sah auch, daß die Anziehungskraft verblasen würde, wenn ich zu lange blieb.* Manches von der Enge einer jungen Provinzstadt findet sich hier, und am Abend erzählen die Offiziere und Beamten altvertraute Geschichten und Anekdoten, man gähnt, ein weiterer Kaffee wird getrunken, Bernsteinperlen klicken zwischen Fingern, die niemals die Manschette hochschieben, um nach der Uhrzeit zu sehen, denn alle wissen, daß es noch

* Vor Jahrzehnten oder Jahrhunderten war das einzig Bemerkenswerte hier ein Einsiedler, der unter einem Baum lebte. Beide sind verschwunden, doch den alten türkischen Namen Dedeagatch, der an den Einsiedlerbaum erinnert, hört man bisweilen noch. Ihren neuen Namen trägt die Stadt zu Ehren von Zar Alexander II., der die Türken auf dem Balkan besiegte, nicht nach König Philipps großem Sohn.

zu früh zum Schlafengehen ist. Die Öde immergleicher Gesellschaft droht, Gesellschaft, die man sich nicht selbst ausgesucht hat. Wenn ein Scherz, so meinen manche, einmal gut war, dann ist er immer wieder gut, und empfindsamere Naturen leiden schwer unter der Wiederkehr des Immergleichen.

Plötzlich jedoch blieben auf dem abendlichen Boulevard die Münder im Gähnen offen, denn eine unerhörte Gestalt, ein einsamer Fremdling ging vorüber, ein Mann, den nie ein Haus oder eine Straße einsperren könnte, einer so fremd in dieser beschaulichen Umgebung wie ein Wolf in der Innenstadt von Athen. Auf dem dichten Haar, das als Backenbart tief hinabreichte, saß in keckem Winkel ein grober schwarzer Pillboxhut. Die zweireihige Weste aus handgesponnener Ziegenwolle war in eine schwarze Schärpe gestopft, und darunter reichte ein kratziger, breit gefältelter Kilt steif hinab bis zu den Knien. Schwarze Strümpfe aus demselben spröden Gewebe bedeckten die langen Beine, und an den Füßen trug er die typischen Schuhe der griechischen Bergbewohner, an der Spitze wie ein Kanu nach oben gebogen und mit einer schwarzen Bommel oben auf dem Blatt. Die Sohlen waren beschlagen, und die Nägel knirschten auf dem Pflaster. Mit großen Schritten ging er in der Straßenmitte, blickte starr vor sich hin, als wolle er sein Auge nicht durch den Anblick der Häuser beleidigen. Einen langen Schäferstab, dessen Haken in Gestalt einer hölzernen Schlange geschnitzt war, hatte er quer über die Schulter gelegt und darum die Arme geschlungen, wie in den Bergen viele ihre

Stäbe oder Flinten tragen. Ein leibhaftiger Sarakatsane! Köpfe wandten sich unter den staubigen Akazien nach ihm um, als er vorüberkam, und das Knallen, mit dem die Spielkarten auf den Tisch geschlagen wurden, und das Prasseln der Tavlisteine ließen einen Augenblick lang nach. Ich stand auf und ging ihm in diskretem Abstand nach.

Sarakatsanen haben mich seit jeher fasziniert. Zum erstenmal sind sie mir vor Jahren begegnet, als ich durch Bulgarien nach Konstantinopel wanderte. Eine Anzahl Hütten wie Bienenkörbe war über die winterlichen Hügel verstreut, die sich hinab bis zum Schwarzen Meer erstreckten. Reisighürden zogen sich den Berg entlang, mit Tausenden von zottigen Ziegen und Schafen, die in der regennassen Landschaft grasten, und ihre schweren Bronzeglocken erfüllten die Luft mit einem vieltönigen, harmonischen Klimpern. Hie und da, wie schwarze Steinblöcke zu Füßen der kreisenden Krähen, standen Hirten auf ihre Stäbe wie Lanzen gestützt, ihre Gesichter fast ganz von den großen Kapuzen der breitschultrigen, bodenlangen Ziegenhaar-Umhänge verborgen; Umhänge so grob gewebt und so steif vom Regen, daß ihre Bewohner beinahe heraustreten und sie stehen lassen konnten wie Wachhäuschen. Im folgenden Jahr sah ich sie wieder, auf einem Ritt durch die griechischen Gegenden Makedoniens, und übernachtete sogar einmal in einem ihrer verräucherten Wigwams. Später bin ich ihnen noch oft begegnet, in ganz Nordgriechenland: in den Ebenen im Winter und in den Bergen im Sommer; immer sah ich sie am Horizont oder

in mittlerer Entfernung. Als echte Nomaden leben diese Ismaels aus freien Stücken am Rande der griechischen Gesellschaft, tauchen auf und verschwinden wie eine Fata morgana; gewöhnliche Sterbliche sehen sie nur aus der Ferne. Am Pindos, in den Rhodopen, auf den trockenen Ebenen von Rumeli gibt etwa eine Wendung in einer Schlucht den Blick auf eins ihrer vergänglichen Kegeldörfer frei. Im Winter sieht man vom Schnee aus, der sie in die Täler getrieben hat, die Versammlungen von Hütten tief unten, den Rauch ihrer Feuer und die grasenden Herden. Im Frühling nach der Schneeschmelze ziehen sie mit den Tieren und einer langen Pferdekarawane, auf die ihre sämtlichen Besitztümer geschnürt sind, wieder in die Berge, schlagen abends ihr Nachtlager aus finsternen Hütten auf; im Herbst kommen sie in Strömen zu Tal, zu den verdorrten Ebenen, auf denen bald der Regen das Gras sprießen läßt. Manchmal sieht man, wie sie abgeschnittene Zweige und Weidengerten zu den halbrunden Hütten flechten, die ihnen für eine Saison als Behausung dienen; später markieren dann die Hütten mit ihrem schwarzen, zergangenen Stroh die Stelle, wo sie ein paar Monate lang gelebt haben und von wo sie schließlich weitergezogen sind. Bisweilen künden Hundegebell und das Klappern der Glocken in weiter Ferne davon, daß sie irgendwo tief in den Stechpalmenwäldern kampieren oder in einer der unglaublich tiefen Schluchten, über denen sich nichts regt als ein Adlerpaar hoch in den Lüften. Kaum einmal zeigen sie sich. Zu seltenen Gelegenheiten tauchen sie auf, ansonsten beherrscht diese geheimnis-

volle Gemeinschaft – etwa sechzigtausend Seelen, mit Herden von mehreren Millionen Tieren – die Kunst, sich unsichtbar zu machen.

Anders als die griechischen Halbnomaden – die Kutso-walachen und Karagunen, die ihre Bergdörfer als Ausgangspunkt nehmen, zu denen sie nach ihrer halbjährigen Wanderung zu den Weidegründen zurückkehren – kennen die Sarakatsanen nichts Massiveres als ihre Weiden- und-Binsen-Quartiere. Dennoch sieht jeder von ihnen einen bestimmten Bergzug als seine Heimat an, eine Senke oder Kordillere, wo sie ihre Herden schon seit Jahrhunderten jeden Sommer grasen lassen. Der Weidegrund im Tiefland wechselt eher; auf diesen unsicheren Reisen bildet sich kein Zugehörigkeitsgefühl aus. Das Verbreitungsgebiet der Sarakatsanen im Norden war gewaltig. Die Käfigstäbe der vielen Grenzen, die nach den Balkankriegen plötzlich aufwuchsen, konnten sie nicht halten, und im Herbst breiteten sie sich überall im südlichen Albanien aus, im Tiefland von Serbien bis hin nach Montenegro, in die Herzegowina, nach Bosnien und Bulgarien bis an die Ausläufer des Großen Balkengebirges. Diejenigen, die eher die Rhodopen als ihre Heimat ansahen – also genau die, die in die Berge hoch über der thrakischen Ebene ziehen –, waren in der Wahl ihrer Winterquartiere vorwitziger als alle. Sie gingen nicht nur nach Norden, wie diejenigen, denen ich am Schwarzen Meer begegnete, sondern ihre Karawanen zogen, bevor der Fluß Evros zur verbotenen Grenze wurde, bis nach Konstantinopel, wo sie ihre Wigwams im Schatten der Theodosianischen Mauer auf-

schlugen. Andere errichteten ihr Lager entlang des Marmarameers, breiteten sich aus über die fruchtbaren grünen Hügel der Dardanellen. Viele überquerten den Hellespont und kampierten in der Ebene von Troja. Besonders Uner-schrockene zogen weiter bis zu den bythinischen Weiden, überwinterten unter den Pappeln dort, oder sie drangen vor bis nach Kappadokien, und die Herden wanderten durch das vulkanische Ödland rund um die Felsenklöster von Ürgüp. Die Kühnsten kamen bis Konya, in die Heimat des Dschalal ar-Rumi und Metropole der drehenden Der-wische. Nie hatten sie das Gefühl, daß sie auf diesen beschwerlichen Reisen ins Ausland gingen – bis zum Exodus der 1920er Jahre gehörten weite Teile Kleinasiens zur griechischen Welt, und selbst noch jenseits davon gab es griechische Kolonien. Sie hatten Tausende von Jahren bestanden, erst die jüngere seldschukische Politik hatte sie zu verstreuten Inseln des Griechentums schrumpfen lassen, aber es gab sie noch, und sie blühten und gediehen. Die unsichtbaren Nomadengrenzen stießen hier an diejenigen anderer wandernder Hirten, der Yörük. Diese anatolischen Schafhirten, pro forma Muslime, hatten ihre Herden schon Jahrhunderte vor Ankunft der Seldschuken in den Weiten des kleinasiatischen Hinterlands geweidet; im Gegenzug kamen sie bisweilen bis herüber nach Makedonien. Kein Wunder also, daß die Sarakatsanen von der Aura des Geheimnisvollen umgeben sind.

Eine Viertelstunde nachdem ich diesen einsamen Nomaden erblickt hatte, hatte ich an einem Tisch neben dem seinen Platz genommen. Rund um uns lagen die Werkstät-

ten der Schmiede und Zeugmacher der Vorstadt; alte Handwerker hatten sich niedergelassen, um zum Feierabend in aller Ruhe eine Nargileh zu rauchen. Ich beobachtete, wie er einen Kaffee bestellte und trank, und zerbrach mir den Kopf, wie ich mit ihm ins Gespräch kommen konnte. Schon bald rief er, indem er in die schwieligen Hände klatschte, den *kafedzi* und schickte sich an zu gehen. Der Kafedzi kam mit einem Armvoll Sachen und einem Jungen, der ein Pferd führte. Der Sarakatsane stieg auf, legte sich seinen Stab quer über den Schoß, der Kafedzi reichte ihm zwei ellenlange, mit Satinschleifen geschmückte Kerzen; dann folgte all der Tand, den, wie ich zu meinem Leidwesen weiß, ein *koumbáros* – ein Brautführer, Bürge oder Trauzeuge – zu einer orthodoxen Hochzeit für Braut und Bräutigam stiftet: weitere Kerzen, in braunes Papier geschlagene Satinbahnen, Päckchen mit Süßigkeiten und schließlich die Schachtel mit dem rauschgoldenen Hochzeitskopfschmuck. Ich hatte Glück: Als er seinem Pferd einen Tritt gab, um es in Bewegung zu setzen, fiel ein Beutel mit kandierten Mandeln herunter und landete im Straßenstaub. Ich hob ihn auf, lief dem Mann nach, und – von einer Glückssträhne getragen – gerade in dem Moment, als ich ihn ihm gab, fiel mir die Wendung ein, mit der ein Hochzeitsgast einen Koumbáros begrüßt. Sie folgt entweder dem zehnten Kapitel des Lukasevangeliums oder dem Ersten Timotheusbrief: »*Axoi tou misthou sou!*«, »Mögen sie deiner Mühen würdig sein!« Er zügelte sein Pferd, legte sich die rechte Hand auf die Brust und neigte in einer feierlichen Dankes-

geste das Haupt. Dann, nachdem er die Straße hinauf- und hinuntergeschaut hatte, und nach einer Pause fragte er mit schwerem ländlichem Akzent, woher ich komme? Ich antwortete ihm und erkundigte mich dann, wo die Hochzeit stattfindet. »Morgen in Sikorrachi«, antwortete er, »zwei Stunden von hier.« Nach einer weiteren Pause setzte er hinzu: »Erweist uns die Ehre und kommt.« Noch einmal verneigte er sich anmutig und machte sich dann mit Stab und Kerzen und wehenden Satinschleifen wieder auf den Weg.

Am nächsten Tag nahmen wir die Eisenbahn entlang der Via Aemiliana – der Straße der römischen Legionäre von der Adriaküste nach Konstantinopel, auf der wie auf einer Schnur Alexandroupolis und ein Dutzend weiterer antiker Städte aufgefädelt sind.

Der Waggon, in dem wir über die Schmalspurstrecke holperten, kam uns so uralt vor wie eine Pferdekutsche im Museum. Er war hoch und schmal, der Aufbau mit Holzmaserung bemalt, die Polster boten abgewetzten, quastenbaumelnden Samt. In diesem wunderbaren Abteil, wie gemacht für zwei Reisende geradewegs aus einem Roman von Jules Verne, schaukelten wir in atemberaubender Höhe durch die thrakische Landschaft, über Schluchten und durch Platanenwälder, und betrachteten die steinigen Flußbetten und die buschbestandenen Bergflanken aus einer ganz neuen Perspektive. Die alten Thraker hielten ihre Stuten mit dem Kopf windabwärts, damit der Wind sie befruchten konnte. Über welchen Rhodopenpaß die-

ser unsichtbare Hengst wohl schnaubend herabkam? Von Zeit zu Zeit passierten wir einsame Polizeiposten und Aussichtspunkte auf Stelzen, auf jeder ein bewaffneter Soldat, Helm auf dem Kopf – ein Zeichen, wie nahe wir der bulgarischen Grenze mit all ihren Gefahren hier waren. Verrostete Wracks von Waggons zwischen Baumstämmen und Farnkraut zeugten noch von den Sprengstoffanschlägen der Guerilla in der Bürgerkriegszeit. Das Land flirrte in der Mittagshitze.

Als flöge er draußen vorüber, erschien das freundliche, unrasierte Gesicht des Schaffners in dem hohen Fenster. Er kam ins Abteil, steckte unsere Fahrkarten ein, und dann sahen wir zu, wie er sich auf seinem gefahrvollen Weg entlang des Trittbretts weiter voranarbeitete wie ein Fassadenkletterer – einen Korridor gab es bei diesem Zug nicht. Hinten war ein offener Viehwagen angehängt: Der Wind wehte grölenden Gesang herüber, und an einer Stange flatterte eine blaue Fahne. Der Schaffner, der sich auf dem Rückweg auf ein Schwätzchen zu uns gesetzt hatte, bestätigte, was wir schon vermuteten: »Ja, das ist ein Sarakatsanen-Bräutigam, unterwegs zu einer Hochzeit in Sikorrachi. Sie trinken schon seit Tagen ...« Als wir an der nächsten Station hielten, sprang die ganze Gesellschaft johlend und singend und mit wehender Fahne auf den Bahnsteig und stürzte sich auf ein Grüppchen, das dort unter einem Akazienbaum saß. Ein paar Augenblicke später kehrten der Bräutigam und seine Kumpane zurück und trugen die Braut. Diese Figur, in einem steifen schwarzweißen Gewand aus rechtwinkligen, aztekisch anmutenden

Formen, schwebte von den Armen ihrer Entführer in die Höhe gehoben an der gesamten Länge des Zuges vorüber, so reglos und still wie eine heilige Statue, die vom einen Schrein zum nächsten getragen wird. Als sie vorbeiglitt, sah ich, daß oben auf der Stange, an der das Banner des Standartenträgers wehte, ein Granatapfel steckte. Ein anderer Mann trug ein mit Bändern geschmücktes hölzernes Kreuz mit einem zweiten Granatapfel darauf und zwei weiteren an beiden Enden des Querbalkens. Als sie wieder aufgestiegen waren, feuerten etliche aus der Gesellschaft des Bräutigams mit ihren Flinten in die Luft – Gesang und immer neue Salutschüsse begleiteten den Rest der Fahrt. »*Paráxenoí anthropoí*«, seufzte der Schaffner, nachdem er zuvor mehrmals mißbilligend mit der Zunge geschnalzt hatte. »Seltsame Menschen ...« Und es war ja auch tatsächlich ein Unterschied zur steifen viktorianischen Pracht unseres Wagens. Der Bräutigam, erfuhren wir, war der Sohn eines großen *tsellingas* – eines Clanoberhauptes, könnte man sagen, unter den sarakatsanischen Hirten –, eines *archsellingas* sogar, eines Mannes namens Kosta Zogas, der sein Winterquartier in Sikorrachi hatte und im Sommer seine Schafe auf den Höhen der Rhodopen weidete; der Vater der Braut, Vrysas, ebenfalls ein *Architsellingas*, weidete seine Herden im Sommer auf denselben Bergen und überwinterte bei Soufli an den Ufern des Evros. »Wenn man sie sieht«, fuhr der Schaffner fort, »in ihren Binsenhütten und mit ihren alten Umhängen, könnte man denken, sie sind arm. Aber von wegen! Die haben Töpfe voll Geld. Töpfe, wortwörtlich: Sie füllen

Tonkrüge mit Goldmünzen, und dann vergraben sie sie, keiner weiß, wie viele. Da schlummern Schätze, in der Erde verborgen ...«

Der Zug war in Sikorrachi angelangt – ein ganzes Dorf aus wunderschön strohgedeckten Sarakatsanenhütten, gigantischen Bienenkörben, dickbäuchig und oben zusammenlaufend, Lagen von Schilfrohr so exakt aneinandergesetzt wie die Ringe eines Gürteltiers. Oben waren sie offen, und blauer Rauch kräuselte sich über diesen Abzugslöchern, von denen jedes mit einem Holzkreuz geschmückt war. Schwarz gekleidete Sarakatsanen versammelten sich am Fuße des Hochzeitswagens, die Braut wurde heruntergereicht, und unter Juchzern, Begrüßungsrufen und knatternden Musketenschüssen machte sich die ganze Gesellschaft auf den Weg zu der kleinen weißen Kirche. Der Zug fuhr mit einem Pfiff, begleitet vom passenden Obbligato einer Dampfwolke, talabwärts davon.

Drinne stützten zwei Säulenreihen das weiße Tonnengewölbe der Basilika. Die goldene Ikonenwand funkelte im Licht der Kerzen; über uns schwebte ein großer Kandelaber aus byzantinischen Doppeladlern, an den Flügelspitzen zu einem Ring verbunden, und aus ihrer Mitte hing ein Straußenei herab.* Lärm und Hitze waren beträchtlich, und mit Schnüren umwickelte Holzflaschen voll mit warmem rotem Wein machten in der Gemeinde immer wieder die Runde. Das offene blauschwarze Haar des Zelebranten – eines stattlichen Manns mit raben-

* Man findet diesen Zusatz häufig, besonders in Klöstern. Ich habe nie herausgefunden, welchem Zweck er dient.

schwarzem Bart in weißer Dalmatik und einer breiten blauen und silbernen Stola mit gekreuzten Enden darüber –, das ihm in Wellen bis zu den Hüften hinabfiel, hätte Rapunzel Ehre gemacht. Mächtig, mühelos durchdrang sein Gesang den Lärm und das Stimmengewirr. Die Gesichter waren allesamt sonnenverbrannt, viele mit Adlernasen und blauen Augen, und bei manchen der Hirten war das Haar von der Sonne flachsblond gebleicht. Von den Priestern abgesehen waren die Brautleute die einzigen im Saal, die ernste Miene machten. Der abwesende Ausdruck der Braut, ihre stets gesenkten Augen unter dem blumenbesteckten Schleier und das kleine blaue Kreuz, das ihr seltsam mit Stift oder Farbe auf die Stirn gezeichnet war – das alles schien unveränderlich. Der Bräutigam trug eine goldbestickte Weste aus rotem Samt, eine Seidenschärpe in den griechischen Nationalfarben Blau und Weiß, eine weite weiße Fustanella, lange Strümpfe und dazu, zu meiner Enttäuschung, spitze schwarze Städtchuhe. Sein Gesicht, eher unauffällig für einen Sarakatsanen, war eine Maske hilflos männlicher Ernsthaftigkeit. Nur in einem unterschied sein Anzug sich vom üblichen Sonntagsstaat der griechischen Bergbewohner: schwarze wollene Stulpen, bestickt mit den sarakatsanentypischen Zickzackmustern, bedeckten seine Unterarme unterhalb der bauschigen weißen Ärmel, die nur bis zum Ellenbogen reichten. So turbulent es in der Kirche auch zuging, nahm doch die Zeremonie unbeirrt ihren Lauf. Im Kirchenschiff war ein tragbarer Altar aufgestellt, zu dessen beiden Seiten zwei kleine Hirtenjungen die großen,

mit Schleifen versehenen Kerzen hielten wie heraldische Schildhalter ihre Lanzen. Der Koumbaros tauschte die filigrane weiße Blumenkrone von Bräutigam zu Braut, bestimmte ihnen, wie sie ihre Hände zu halten hatten, zuerst so, dann so, schlang ein Band um die Hände, und noch komplizierter waren die Rituale, die den Ring betrafen; er hielt ihnen das silbergeprägte Meßbuch hin, die beiden küßten es, dann küßte er es selbst. Hand in Hand, mit dem Priester voran und unter einem Bombardement aus Reis und Süßigkeiten, geleitete er sie in einem langsamen, würdigen Schreittanz dreimal um den Altar. Mehr als jedes andere Stadium der Zeremonie – den Wein reicht man lediglich zum Gedächtnis der Hochzeit von Kana in Galiläa – heiligt und bestätigt diese feierliche Pavane das Sakrament.*

Als wir wieder nach draußen ans Licht der Sonne kamen, war alles Heiterkeit, Fahnen flatterten, und wieder knallten die Salutschüsse. Wir bahnten uns einen Weg zwischen den Wigwams zu dem Haus, das der Vater des Bräutigams – der, ganz auf der Höhe der Zeit, Wurzeln auf seinen Wintergründen schlug – vor kurzem gebaut hatte. Als die Frischvermählten an der Schwelle anlangten, reichte jemand dem Bräutigam ein Sieb, und dieser warf es über die Schulter: eine Maßnahme, von der es heißt,

* Ich schreibe voller Anteilnahme von der anspruchsvollen Aufgabe des Koumbaros, denn mir ist diese Ehre vor kurzem selbst zuteil geworden, bei der Hochzeit von Antony, dem Sohn meines alten kretischen Waffenbruders Grigori Chnarakis aus Thrapsano. Dieser Bund, der ein Kompliment und zugleich eine Verpflichtung ist, gilt mehr als die Blutsverwandtschaft.

daß sie Streit in der Ehe verhindert. Beide küßten die Hand des Bräutigamvaters, legten sich diese einen Moment lang ehrfürchtig an die Stirn und verschwanden dann im Hauseingang. Mein Freund vom Vortag, Barba Petro, machte uns mit dem Hirtenfürsten bekannt, der uns mit der üblichen eleganten Geste – der auf die Brust gelegten Hand – begrüßte und ins Haus führte.

Gäste saßen auf dem niedrigen Diwan entlang der Wand oder im Schneidersitz auf den Matten, mit denen der Fußboden ausgelegt war. Bei der Ankunft jedes neuen Gastes stimmten sie ein Begrüßungslied an, und schwarz gewandete Tanten und Großmütter reichten den Neuankömmlingen Tellerchen mit einem Löffel Marmelade, ein Glas Wasser und einen Fingerhutvoll Raki: »Mutter, unsere Freunde sind da«, sangen sie, »die Gäste, die wir geladen haben. Heißt sie willkommen mit Zucker und Honig und mit goldenen Worten.« Der Raum füllte sich mit schwarz gekleideten Gestalten; wenn sie sich setzten, kreuzten sie die Beine mit den schweren Schuhen unter sich, oder sie streckten das eine Bein aus, so daß die Nagelschuhe oder hie und da ein troddelbesetzter Halbschuh in allen erdenklichen Winkeln abstanden; das andere umfaßten sie am Schienbein. Manche saßen mit den Armen um die angezogenen Knie geschlungen, andere lehnten sich an die Wand oder den Diwan, ein Knie angewinkelt, damit sie den Arm darauf ablegen konnten, und zwischen den Fingern der ausgestreckten Hand wanderten die Bernsteinperlen des *komboloi*, immer im Abstand von ein paar Sekunden. Alle lagerten sie ausgestreckt und

entspannt. Überall Schäferstäbe – über den Schoß gelegt oder schräg an die Schultern gelehnt, manche von knorri-gen Fäusten kerzengerade gehalten, den Schaft auf den Boden gestützt. Weitere standen an die Wände gelehnt, wobei das obere Ende jedes dieser altehrwürdigen Hölzer in einer eigenen gewundenen Spitze auslief, geschnitzt in Gestalt eines Delphins, eines Drachen, eines Widderkopfes oder einer Schlange. Zwei, als gehörten sie zwei Feldprälaten, hatten stählerne Haken wie Krummstäbe. Nur einige wenige Gäste waren im schwarzen Kilt. Die anderen steckten in groben, haarigen schwarzen Jodhpurhosen. Ein oder zwei unter den Wildesten trugen Mokassins aus ungegerbtem Leder, vorn zu Kanuspitzen aufgebo-gen; Fußlappen aus weißem Wollstoff schauten heraus und waren mit breiten Riemen kreuzweise über den Unterschenkeln geschnürt. Alle hatten die weichen schwarzen Kalpakten in verwegendem Winkel auf dem Kopf. Mit Ausnahme des Bräutigams, der im weißen Faltenrock an der Tür stand und die schwieligen Händedrücke und bär-tigen Umarmungen der nach und nach eintreffenden Gäste entgegennahm, waren fast alle Anwesenden mittleren Alters oder älter. Einige schienen uralte, doch alle machten sie einen gesunden, sonnengegerbten Eindruck: groß, mit buschigen Brauen, weißem Schnurrbart, ehrwürdige, unverwüstliche Patriarchen, Tsellingas und Architsellingas, Hirtenhonoratioren aus ganz Thrakien. Zwei sahen mit ihren drahtgeflickten Nickelbrillen seltsam gelehrt aus. Mit dieser Versammlung von alten Männern wirkte der Raum wie ein vornehmer und exklusiver Club.